

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der kritische Augenblick

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

zusammen, so wie es wieder von Menschen betreten wird. Von außen nimmt man diese Zerstörung nicht wahr, weil die Termiten die äußersten Holzfasern nicht antasten, so daß Pfosten und Dachstühle noch ihre Form behalten, selbst wenn sie innerlich gänzlich zerstört sind.

Es gibt auch zwei Termitenarten in Europa. Die eine, welche Latreille entdeckt hat (*Termes lucifugus*), lebt in der Gegend von Bordeaux in dem Gipfel der Tannen- und Eichenstämme, und verzehrt das junge Holz dieser Bäume. Die andere Art (*Termes siculus*) lebt in Sicilien. Sie nistet sich in Baarenballen, Kisten und Schränken ein, und zerstört allmählig den Inhalt derselben gänzlich. Es trifft sich dort gar nicht selten, daß man einen lange verschlossenen Koffer öffnet und den Inhalt desselben ganz in Staub verwandelt findet.

Eßbare Schwalbennester.

Daß man einen Vogel speißt, ist wohl keinem unbekannt geblieben; daß man aber auch ihre Nester als Speise verwendet, dürfte auch denen, die bereits davon gehört haben, etwas wunderbarlich erscheinen. Nichtsdestoweniger ist es eine ausgemachte Thatsache, die wir jetzt näher erörtern wollen. Es gibt nämlich in Ostindien, namentlich auf der Insel Ceilon, eine Schwalbenart, welche ihr Nest aus einer eßbaren Flechte von der Gattung *Sphaerococcus* bereitet und deshalb nicht selten ihr mühsam erbautes Nestchen dem Menschen abtreten muß. Zum Glück darf sie sich wieder ein neues bauen; denn sie selbst wird, wie alle andern Schwalben, wegen ihrer Magerkeit von den Kochkünstlern verschmäht.

Die Flechte, woraus die eßbaren Schwalbennester bestehen, besteht aus gelblichweißen, fadenförmigen Röhren und enthält viel Stärkemehl und etwas Zuckerstoff. Sie ist der bekannten Rennthierflechte ähnlich, welche bekanntlich im Norden das ganze Jahr hindurch die Hauptnahrung des nützlichen Rennthieres ausmacht.

Das Meteorpapier.

Wenn im Sommer oder Herbst sich nach längerer Dürre starke Winde erheben, sieht man nicht selten mehr oder minder große papierähnliche Fegen in der Luft umherfliegen, deren Entstehung Vielen ein Räthsel sein mag. Sie ist erst seit wenigen Jahrzehnten ausgemittelt; unsere Vorfahren haben sie frischweg mit den Donnerkeulen vom Himmel kommen lassen, und consequentermaßen Meteorpapier genannt. Wir wollen ihre Herkunft verrathen. Im stehenden Wasser hat wohl Jeder schon die grünen Wasserfäden gesehen. Wenn diese nun beim Austrocknen der Gräben und Lachen auf's Trockene gesetzt werden, und durch die Dürre endlich die Farbe verloren haben, sind sie oft so in einander gefügt, daß sie von einem kräftigen Winde in ziemlich großen Lappen losgerissen und in die Höhe gehoben werden können. Kommen sie nun wieder zur Erde herab, so läßt sie der Aberglauben direct vom Himmel kommen, und ist gar zufällig ein Gewitter gewesen, so bleibt demselben kein Zweifel, daß sie ein Produkt des Blizes oder Donners sind.

Der kritische Augenblick.

(Tafel 47.)

Da sieht man einmal wieder, wie die Poeten lügen!
„Grau, Heurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum,“
sagt Goethe im Faust. Wie grün würde es in diesem Augenblick den armen Jungen zu Muthe sein, wenn sie mit der Wissenschaft, die da so verachtet am Boden

liegt, im Burgfrieden der grauen Schulstube säßen! Und wie grau sieht sie dagegen der Baum des Lebens an, der nach wenigen Minuten ein wahrer Baum der Erkenntniß für sie geworden sein wird! Beeren? Kirschchen? Ja, proßt die Mahlzeit! Ohne auch nur Eine der Lehrreichen „Unterhaltungen aus dem Gebiete der



Der kritische Augenblick

Bl. 14. 67

Landesbibliothek
Karlsruhe

Natur“, welche unser Familienbuch zieren, gelesen zu haben, könnte man kühnlich Gattung und Art dieses Baumes bestimmen: *Arbor picifera* Linn. Zu deutsch: ein Baum, auf welchem Pech wächst. Vollständiges, wohluniformirtes Pech, wie nur jemals ein solches in den Erinnerungen an die selige Jugendzeit auftauchen kann. Dort hinten steigt er herbei, der Bollstrecker, in dessen Hände die waltenden Mächte es gelegt haben, dieses Pech gehörig an den Mann zu bringen. Der bordirte Hut, die Kamaschen haben so etwas — ich weiß nicht, das Ding sieht wie nach Patrimonialgerichtsbarkeit aus. Einen vierfüßigen Untershergen hat er vorangeschickt, und der hat gleich beim Helfershelfer zugegriffen und etwas herausgebracht, das eigentlich durchaus nicht an's Licht gehörte. Armer Pylades, du willst deinen Drest nicht im Stich lassen, das ist brav. Ja so, ich sehe, du kannst nicht, wenn du auch wolltest, und wenn du das halbe Hemde dran zu geben bereit wärest. Die Hauptfalle, in der du gefangen steckst, ist dein Freund, der kleine Alp, der dir aufsitzt. Und einen guten „Schluß“ hat er, das muß man sagen. Uebrigens das ist keine

Kunst: wenn die Hände keinen Verlaß mehr haben, so thun die Füße schon von selbst ihre Schuldigkeit, wo's was zu klammern und festzuhalten gibt. Der verwünschte Zweig! man muß gestehen, er hätte in keinem ungeschickteren Augenblicke brechen können. Nur Eines tröstet mich: das Früchtchen, das da so überreif hängt, wird wahrscheinlich im Fallen den Hund ein wenig quetschen. Das ist doch eine kleine Aussicht auf Rache. Und wenn auch das Schicksal unsrem diebischen Kleeblatt unvermeidlich herannaht, — denn selbst das dritte Mitglied, das sich noch salviren könnte, ist offenbar viel zu verdußt, um den Moment zum Herabrutschen zu benützen, — wenn auch der Baum Pech im Vollauf trägt, wie? sind deshalb seine Beeren minder schön? Winken sie nicht trotz Hund und Jäger, trotz Halsbruch und Halsgericht? Fordern sie nicht noch einen lusternen Blick mitten durch Angst und Schrecken hindurch? Nun wohl, so hat der Dichter also doch nicht gelogen. Mag auch die Theorie des Fesldiebstahls noch so grau sein, grün ist und bleibt des Lebens goldner Baum!

Der Wald und die Bäume.

Von

Madame Guizot.

Was für prächtige Bäume! sagte Herr D'Ambly, als er bei einem schönen Eichenwald vorbeikam.

Was für ein prächtiges Feuer könnte man aus ihnen machen! versetzte sein Sohn Eugen. Eugen hatte ein paar Tage zuvor in einer Reisebeschreibung von einem brennenden Walde gelesen und konnte an nichts Anderes denken. Er war ein Bewunderer von allem Ungewöhnlichen, was einen Eindruck oder eine Gemüthsbewegung hervorbrachte, und, wie bei den meisten Kindern, gingen seine Vorstellungen selten über das hinaus, was er sah.

Wenn es Niemand Schaden brächte, sagte er, so würde es mir viel Freude machen, wenn der Wald in Feuer gerieth; das müßte ein herrlicher Anblick sein. Ich bin überzeugt, daß man den Brand vom Schloß aus sehen könnte.

Sollte es denn etwas so Unterhaltendes sein um einen brennenden Baum?

Ah, ein Baum, sagte Eugen, das wäre kaum der Mühe werth; aber ein Wald wäre prächtvoll.

Da wir gerade am Brennen sind, sagte Herr D'Ambly, so denke ich, es wäre gut, den jungen Lindenbaum umzuhauen, der auf dem Rasen dem Schloß gegenüber steht; er wächst zu stark, und wenn er sich noch mehr ausbreitet, so wird er uns die Aussicht völlig benehmen; ich will ihn daher abhauen und verbrennen lassen.

O, Vater, rief Eugen, die Linde, die seit verwichenem Jahr so schön geworden ist! Ich habe neulich nach ihr gesehen und diesjährige Schößlinge an ihr wahrgenommen, so lang wie ein Arm.

In diesem Augenblick waren sie bei einer jungen Pappel angelangt, die der Wind am vorigen Tage umgerissen. Ihre Blätter waren noch nicht verwelkt, aber ihre jungen Sprossen, wenn gleich noch grün, sängen